

Der Programmauftrag des Rundfunks

Wenn der Rundfunk einem Programmauftrag folgt oder folgen soll, sind zum besseren Verständnis dessen, von dem die Rede ist, zwei Fragen angebracht: Wer ist der Auftraggeber und wie lautet der Auftrag? Die für unser Gemeinwesen, die Bundesrepublik Deutschland, grundlegende Auftragschrift, das Grundgesetz, schweigt sich darüber aus. Der Rundfunk gehört nicht in den Bereich staatlich organisierter Verwaltung. Die Feststellung der Rundfunkfreiheit und das Zensurverbot des Grundgesetzes schließen vielmehr staatliche Einflußnahmen und Eingriffe in die Programmgestaltung aus. Andererseits formuliert die Verfassung ein Freiheitsrecht des Bürgers: „Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten“ (Art. 5).

Dieses Grundrecht sollte bei der Ausgestaltung des Rundfunkwesens zum Tragen kommen. Eine inhaltliche Aufgabenbeschreibung ergibt sich daraus freilich jedoch noch nicht. Wie der Rundfunk, so finden auch die Presse und andere Medien im Grundgesetz keinen formulierten Auftrag. Das Schweigen der Verfassung läßt sich gut begründen und ist im Zusammenhang mit der Betonung der Meinungs- und Informationsfreiheit ein Hinweis darauf, daß der Staat prinzipiell die individuelle und gesellschaftliche Kommunikation nicht begrenzt, auch nicht, indem noch so hehre Ziele vorgegeben werden, über deren Verwirklichung sich allemal im Konkreten streiten läßt und deren wertende Vorgaben die Gefahr von Begrenzungen oder Verzerrungen der freien Kommunikation fördern könnten.

Die Bedeutung der Medien für den Informationsfluß und den Meinungsaustausch ist andererseits so groß, daß unsere Gesellschaft nur dann freiheitlich und pluralistisch bleiben kann, wenn die Medien insgesamt die freie Meinungsäußerung und den freien Zugang zu Informationen für die Bürger ermöglichen. Ob die Medien dies gewährleisten können, hängt auch von ihrer Organisationsform ab. Die privatwirtschaftlich verfaßte Presse in der Bundesrepublik Deutschland hat ein vielfältiges Angebot hervorgebracht und damit das freiheitliche Gemeinwesen, von dem sie selbst getragen wird, gestärkt. Freilich zeigt die Pressekonzentration der letzten Jahre, daß ein auf privater Initiative und Entscheidung beruhendes Pressewesen, wie marktwirtschaftliche Organisationsformen schlechthin, nicht gegen monopolartige Zustände gefeit ist und damit beinahe unmerklich degenerieren kann.

Aus den bekannten, hier nicht zu wiederholenden Gründen liegt demgegenüber die Veranstaltung von Rundfunksendungen in der Bundesrepublik Deutschland in den Händen öffentlich-rechtlicher Anstalten als Trägern der Rundfunkfreiheit. Über deren Aufgaben herrscht im Grundsatz Übereinstimmung. Der Programmauftrag ergibt sich aus den Landesrundfunkgesetzen und aus dem Staatsvertrag des ZDF. Die medienpolitische Diskussion, die wir derzeit erleben, läßt allerdings Zweifel aufkommen, ob sich der Konsens über den Auftrag der öffentlich-rechtlichen Anstalten auch auf mögliche Träger weiterer, künftiger Rundfunkprogramme erstreckt. Darauf komme ich später zurück. Mit diesem notwendigen Vorbehalt sprechen wir also über den Programmauftrag des Rundfunks, wobei ich mich der Einfachheit halber auf die für das ZDF gültigen Vorschriften beziehe, die in dieser oder ähnlicher Form auch den ARD-Anstalten aufgegeben sind.

Die Grundlage: Ein dreifacher Auftrag

Der ZDF-Staatsvertrag entspricht in seinem § 2 der Informationsfreiheit des Bürgers, indem er eine Informationspflicht des Fernsehens begründet: „In den Sendungen der Anstalt soll den Fernsehteilnehmern in ganz Deutschland ein objektiver Überblick über das Weltgeschehen, insbesondere ein umfassendes Bild der deutschen Wirklichkeit vermittelt werden.“ Die Programmrichtlinien führen die Aufgaben des Mediums, auf seine unterschiedlichen Funktionen bezogen, näher aus. Dort heißt es u. a.: „Das Programm soll umfassend *informieren*, anregend *unterhalten* und zur *Bildung* beitragen“ (II, 2, Satz 1; Hervorhebungen vom Verfasser).

Häufig wird der Programmauftrag in der Trias „Information, Unterhaltung, Bildung“ zusammengefaßt, was manchmal zu dem Mißverständnis verleitet, es ginge um drei Großgruppen von Programmen. Ohne Zweifel finden sich diese drei Elemente in unterschiedlichen Sendungen in unterschiedlicher Ausprägung. Unzutreffend ist jedoch die Annahme, die hin und wieder kritischen Stimmen zugrunde zu liegen scheint, der Unterhaltungswert einer Informationssendung schmälere beispielsweise ihre Seriosität, Unterhaltungsprogramme tendierten umgekehrt zur Desinformation des Publikums oder Bildung müsse trocken (man spricht dann gern von „sachlich“) und vom Zeitgeist unabhängig sein. Zutreffender spräche man von drei Funktionen einer Sendung: der Informationsfunktion, die den Wissensstand erweitert, der Unterhaltungsfunktion, die die Art und Weise meint, wie Sinne, Gefühle und Gemüt durch eine Sendung angesprochen werden, und der Bildungsfunktion, die sich in den vom Zuschauer gezogenen Folgerungen für seine Einstellungen und sein Verhalten zeigt.

In welchem Sinn der Rundfunk diese Funktionen erfüllen soll und kann, wird ansatzweise deutlich, wenn die zitierte Richtlinie anders als üblich betont wird: „Das Programm soll *umfassend* informieren, *anregend* unterhalten und zur Bildung *beitragen*.“ Umfassend informiert das Medium nicht schon dann, wenn es die im Einzelfall immer wieder geforderte parteipolitische Ausgewogenheit gewährleistet, sondern nur, wenn es dem Zuschauer *keine* für ihn bedeutsame Information vorenthält. Anregend unterhalten heißt, nicht nur einen ablenkenden Zeitvertreib bieten, sondern Freude, Kurzweil, Interesse, Mitgehen und Mitfühlen ermöglichen, kurz: nicht zur Passivität, sondern zur Aktivität, zum Miterleben anreizen, den Zuschauer nicht außer sich bringen, sondern ihn seine eigene Bewegung spüren lassen. Zur Bildung soll das Fernsehen beitragen, es soll nicht folgenlos oder beliebig sein, seine Bemühungen stehen jedoch neben anderen Erfahrungsbereichen der Menschen, die zu verdrängen es nicht befugt und die zu ersetzen es nicht in der Lage ist. Was der dreifache Programmauftrag im einzelnen erfordert, wie er in Sendungen und Programmablauf umzusetzen ist, hängt von vielen zeitbezogenen, jedoch allgemein analysierbaren Faktoren ab. Doch soll diese nähere Betrachtung des beschriebenen Programmauftrags nicht abstrakt verfolgt werden, wenngleich auch weitergehende grundsätzliche Überlegungen weder uninteressant noch belanglos sein müssen.

Zweierlei kann als Fazit des bisher Gesagten festgehalten werden. Erstens: Der Programmauftrag kann zwar zeitlos formuliert, er muß aber zeitbezogen interpretiert werden. Zweitens: Diese Interpretation muß auf einer Analyse der Zeitsituation und der jeweiligen individuellen und gesellschaftlichen Kommunikationsbedürfnisse fußen und kommt selbstverständlich nicht ohne Wertungen aus. Über beides sollten Programmverantwortliche öffentlich-rechtlicher Rundfunkanstalten im öffentlichen Gespräch Auskunft und Rechenschaft geben, denn sie erhalten ihren Auftrag und ihre Kompetenzen treuhänderisch von der Allgemeinheit. Sie sind Diener, nicht Herren des Kommunikationswesens!

Der Hintergrund: Notizen zur Zeit

Vor welchem Hintergrund muß die zeitlose Frage nach dem Programmauftrag in unserer Zeit beantwortet werden? Eine Analyse unserer gegenwärtigen Situation, ihrer personalen und gesellschaftlichen, ökonomischen und weltanschaulichen Merkmale wäre vonnöten. Diese kann im Rahmen eines Beitrags und durch einen einzelnen nicht geleistet werden; sie wäre selbst eine eigene fernsehbezogene Tagung wert. Wenige knappe Charakterisierungen sollen daher versucht werden, ohne daß damit ein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden kann. Ich möchte einige sozialphilosophische Notizen vortra-

gen und dabei insbesondere Entwicklungen berücksichtigen, die seit unseren Überlegungen zum „Fernsehen der 70er Jahre“ im Anschluß an das damals Analytierte für die Programmgestaltung neue Akzente setzen bzw. Fragen aufwerfen.

Die erste Notiz: Der Gedanke an die Zukunft macht unsicher.

Die Hoffnung auf Verbesserungen in unserem Gemeinwesen kann nicht mehr mit der Erwartung stetiger Expansion verbunden und begründet werden. Unabhängig davon, wie groß die erstrebenswerte und erreichbare volkswirtschaftliche Wachstumsrate bemessen ist, persönliche Probleme und soziale Konflikte lassen sich nicht mehr durch Erhöhung der Produktivität, des Konsums, der Ausschöpfung vorhandener Ressourcen allein oder nur zu wesentlichen Teilen lösen.

Der Glanz eines Begriffs, der die Grundlage für den Wiederaufbau in unserem Land nach dem Krieg bot, der auch ein Aktivposten für den Ausgleich sozialer Unterschiede und Ungerechtigkeiten war, der Glanz des Wachstumsbegriffs ist verblaßt. Wir können nicht länger auf ein „immer mehr“ hinleben; zwar droht auch kein „immer weniger“, aber das expansive Denken ist am Ende. Längst wissen wir, daß auch das vormalige Land der unbegrenzten Möglichkeiten – die Vereinigten Staaten – an wirtschaftliche, politische und moralische Grenzen stößt. Fortschritt ist nicht mehr identisch mit Expansion des verfügbaren Einkommens, der Urlaubszeit, des Hubraums, der Ausbildungszeit oder – der Fernsehprogramme. Eine abstrakte Angst vor der Zukunft beschleicht viele, Ausdruck und Folge der Verlegenheit, Ziele und Werte jenseits des Wachstums zu finden. Die Zukunftsangst überrascht zwar insofern, als wohl noch in keinem Augenblick unserer Geschichte die materiell-soziale Absicherung so umfassend war wie heute. Aber wirtschaftliche Wunder stehen nicht mehr zu Gebot, um vermittels des falschen Trostspenders unaufhaltsamen materiellen Fortschritts von existentiellen Fragen nach Ziel und Zweck des Lebens abzulenken. An Ziel und Sinn mangelt es vielfach, aber es wird wenig danach gefragt.

Die zweite Notiz: Sinnkonzepte finden wenig Anklang.

Die Orientierung an Sinnsystemen nimmt ab. Die christliche Religion hat, zumindest in Gestalt der konfessionellen Kirchen, viel von ihrer prägenden Kraft für die Gesellschaft eingebüßt. Aber auch der an der Wende von den 60er zu den 70er Jahren propagierte Gedanke einer Societas semper reformanda, der die Ausbildung weit ausgreifender Zielvorstellungen beflügelte, der ideologische Sinnkonzepte hervorbrachte, trat in den Hintergrund. Es scheint, daß zur Stunde die pragmatisch-rationale Ideologiekritik, ohne daß sie sich fortwährend zu Wort melden muß, die Oberhand gewonnen hat. Allerdings sind die moralischen Probleme, die sich daraus ergeben, ungelöst. Religiöse, weltanschauliche und

ideologische Orientierungen (sosehr sie im einzelnen kritisch begleitet werden müssen) geben zugleich moralischen Halt, das heißt hier: sie bieten eine Basis, Handlungen und Verhaltensweisen einen Sinn zuzuordnen. In ihrem Gegen- und Miteinander, in der Auseinandersetzung, erbringen sie Integrationsleistungen für eine Kulturgesellschaft. Eine nicht deduktive, von der komplexen Situation ausgehende Moral konnte demgegenüber noch nicht in dem Maß entwickelt werden, daß eine Basis für die Zukunftsorientierung gefunden wäre. Die Volksparteien versuchen, sich gegeneinander abzugrenzen, einerseits in Einzelfragen, andererseits in Generalaussagen; deren Differenz resultiert jedoch eher aus semantischen Übungen denn aus weltanschaulichen oder moralischen Initiativen. Einer recht hoch entwickelten pragmatischen Kompetenz der politischen Entscheidungsträger steht eine Krise der geistigen, moralischen und anthropologischen, auch theologischen Entwürfe für das Leben der Gemeinschaft gegenüber.

Die dritte Notiz: Macher besetzen die Plätze der Propheten und übernehmen die Aufgaben der Gemeinschaft.

Anfang der 70er Jahre waren gesellschaftliche Konflikte das große öffentliche Thema. Viele Aufgaben harrrten einer Lösung. Reformen waren in aller Mund. Nach dem Wirtschaftsaufbau sollten jetzt soziale Strukturen verbessert, sollten bislang Benachteiligte gefördert werden. Erkannte Mängel regten Initiativen, Forderungen, Gesellschaftstheorien und eine grundlegende Systemkritik an. In der Zukunft lagen Hoffnungen. Die Erkenntnis tatsächlicher oder vermeintlicher Mißstände führte nicht zur Resignation, sondern zur Aktion. Der Veränderungswille erlahmte dann, jedenfalls in der öffentlichen Auseinandersetzung. Reformvorstellungen mußten sich mehr und mehr nach dem Raster einer horizontlosen Denkungsart messen lassen: dem Machbaren. Zielen und Werten kam immer mehr die Qualität nur noch des Anstoßes, nicht mehr des letzten und entscheidenden Kriteriums zu. An ihre Stelle rückte das Machbare. Die Plätze der Propheten wurden von den Machern eingenommen.

Realismus, Augenmaß, aber auch das Augenmerk fürs eigene individuelle Wohl traten weitgehend an die Stelle einer teils überzeugenden, teils überzogenen Gesellschaftskritik. Wie immer man die Vorgänge bewerten will: Die großen Themen Krieg, Emanzipation, Kapital wurden zu Alltagsthemen abgeschwächt und weitgehend in die Obhut von Zuständigkeitsbesitzern gelegt. Auch die Bürgerinitiativen – so verdienstvoll sie im einzelnen auch sein mögen – richten ihren Blick zumeist nicht auf das Ganze, sondern verfolgen Spezial- und nicht Generalthemen, vertreten zu einem großen Teil Individualinteressen. Der Verdruß an der staatlichen Bürokratie, an etablierten Parteien kommt ihnen zugute. Ihre Gesellschaftskonzepte, sofern es sie gibt, sind in der Bevölkerung jedoch kaum thematisiert. Kurzum: Gesellschaftliche Aufgaben sind weitgehend, und dies mit unguten Gefühlen, zuständigkeitshalber delegiert, aber nicht mehr wie vor zehn

Jahren als Themen, die alle angehen, im Bewußtsein der Öffentlichkeit. Auch wegen der Komplexität der Sachfragen gehen die Entscheidungskompetenzen de facto immer mehr von demokratischen auf bürokratische Institutionen über, was auch mit einem Rückzug des Individuums ins Private zusammenhängt.

Die vierte Notiz: Allzu privates Harmoniestreben gefährdet die Suche nach dem Glück.

Nachdem die Expansion wirtschaftlicher Prosperität, die Orientierung an umfassenden Sinnkonzepten und die Betroffenheit des einzelnen von Konflikten und Aufgaben der ganzen Gesellschaft fragwürdig geworden und in den Hintergrund getreten sind, wird heute dem privaten Bereich besondere Aufmerksamkeit entgegengebracht. Einerseits befreit sich der einzelne damit von mancherlei gutgemeinten Versuchen der Fremdbestimmung durch Gesellschaftspolitik und Ideologien; andererseits birgt die Rückwendung auf das Ego neue Gefahren in sich. Emanzipation wird zur Individualkategorie, und Emanzipationschancen hängen von der mehr oder weniger zufälligen gesellschaftlichen Position des einzelnen ab. Die Tendenz, Probleme nicht aufzugreifen, sondern durch Nichtbeachtung reduzieren zu wollen, nimmt zu; psychologisch gesehen ein Verdrängungsprozeß. Ein solches Streben nach Harmonie gefährdet die Suche nach dem Glück; es tendiert dazu, sich aufs Einfache und Leichte zurückzuziehen, Problemen auszuweichen, kurzum, in sich selbst zu flüchten, wohingegen das Standhalten und Handeln den größeren Preis erringen könnte. Sich selbst nach seinen Möglichkeiten zu pflegen, Probleme kokett und narzißtisch zu beweinen, Möglichkeiten aber nicht zu erweitern, läßt den auf sich allein zurückgebogenen Menschen nur im Kreise vorwärts- aber nicht weiterkommen.

Die fünfte Notiz: Drei Generationen leben in drei Welten.

Die Verbindungen zwischen dem einzelnen und der Gesellschaft sind – gerade bei Randgruppen und Minderheiten – schwächer geworden. Begibt sich schon der einzelne, wie vorhin gezeigt, in eine stärkere Distanz zur Gemeinschaft, von der er im wesentlichen Dienstleistungen erwartet, der er sich seinerseits durch Steuer und Abgaben bereits hinreichend verpflichtet weiß, so gilt dies in stärkerem Maße noch für jene, die die materiellen Kriterien der Integration in die Gesellschaft – Berufstätigkeit, Leistung, Einkommen – kaum oder gar nicht erfüllen. Die älteren Menschen sind zwar weitgehend versorgt, aber doch auch unbeachtet oder in Seniorenclubs untergestellt.

Die jüngeren Menschen setzen sich mit den materiellen Integrationskriterien, soweit sie sie nicht übernehmen, kaum noch kritisch auseinander, sondern sehen sich vielfach gezwungen, ihnen auszuweichen. Nicht Protestdemonstrationen, sondern die lautlose Klage der Drogenkonsumenten, der Sektenanhänger, der jugendlichen Alkoholiker, nicht die Konfrontation, sondern die Resignation ist

das Symptom der Wachstumskrise, überspitzt: Statt verletzender Pflastersteine gegen das Etablierte verwenden viele schleichendes Gift gegen sich selbst. Es zeigt sich: Der offene Konflikt fordert mehr zur Integration heraus als die stille Verweigerung, die nur in ihren Phänomenen, nicht in ihrer Auswirkung unpolitisch ist. Die Mauern zwischen den Sprach-, Denk- und Gefühlswelten der älteren, der berufstätigen und der jüngeren Generation wachsen. Die Kommunikationskrise zwischen den einzelnen und den Generationen könnte zu einer tiefgreifenden Gesellschaftskrise werden, vielleicht weniger zu einer brutal manifesten als zu einer stillen, schmerzenden und zersetzenden.

Diese fünf Notizen können nicht mehr als subjektive Beobachtungen sein. Sie stehen zur Diskussion, Kritik und Modifizierung an. Ihr vielleicht eher pessimistischer Grundton scheint mir nicht repräsentativ zu sein für unsere Zeitsituation überhaupt. Denn ein breiter Konsens über Grundwerte in abstracto, eine solide wirtschaftliche und soziale Struktur, die grundsätzliche Verhandlungsbereitschaft gesellschaftlicher Gruppen untereinander bilden immer noch eine tragfähige Grundlage zur Lösung von Gemeinschaftsaufgaben. Wenn wir aber nach dem *Programmauftrag des Rundfunks* fragen, muß es, wie mir scheint, vor allem darum gehen zu zeigen, wo besondere Herausforderungen für die Medien liegen, welche Probleme vorrangig mit geistiger Auseinandersetzung und sozialer Kommunikation zusammenhängen, um dann zu fragen, welche Akzente sich daraus für die Programmgestaltung ergeben.

Das Ziel: ein vielfältiges und anregendes Kulturmedium

Ob der legendäre Dr. Eisenbart in der ihm eigenen Genialität ein Allheilmittel wüßte, können wir ihn nicht mehr fragen. Vereinzelt preisen Marktschreier Wässerlein an, die die Welt kurieren. Dabei handelt es sich meist nicht um Arzneien, sondern um Kosmetika, oft jedoch mit toxischen Nebenwirkungen. Mitunter raten Heilpraktiker eine strenge Diät an, zu deren Vorschriften auch die Fernsehabstinenz zählt. Wer den Auftrag hat, Fernsehen nicht abzuschaffen, sondern Programme zu machen und besser zu machen, kann sich nicht mit Askeseappellen aus der Affäre ziehen, sondern muß sein Augenmerk auf das Angebot richten. Wie ein schlechtes Fernsehen nicht die Wurzel allen Übels ist, so wendet ein gutes Programm auch nicht das Unheil ab. Das Fernsehen leistet einen Dienst, einen Beitrag unter vielen, unter so vielen, daß von einer Aufzählung abgesehen werden muß.

Wie kann der Programmauftrag zeitbezogen verstanden werden? Mit welchem Akzent sollten Programmgestalter Gesetz und Richtlinien heute interpretieren? Welchen Dienst kann das Fernsehen in unserer heutigen Zeit leisten? Ich meine, es sollte sich als ein vielfältiges und anregendes *Kulturmedium* ver-

stehen und profilieren. Nicht ausreichend wäre es, lediglich eine Widerspiegelung vorherrschender Tendenzen oder ein technisch verfaßtes Forum anbieten zu wollen. Andererseits besitzt das Fernsehen selbstverständlich weder das Recht noch die Fähigkeit, Präzeptor, Pädagoge oder gar Therapeut der Nation zu sein.

Ein Kulturmedium Fernsehen versteht sich allerdings auch als Kulturfaktor. Es ist nicht unerheblich, ob der Bildschirm nur den bekannten Alltag reproduziert oder nur unerreichbare Scheinwelten vorgaukelt, oder ob er erreichbares Neues, aktuelle Nöte und wirkliche Lebensmöglichkeiten des Menschen verständlich und ansprechend darstellt.

Unter technischen und kommunikationswissenschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet, trifft die Bezeichnung Massenmedium für das Fernsehen voll zu. Seine Inhalte bringt es dem Zuschauer aber recht individuell, in der Regel im Familienkreis entgegen. Zwei bis drei Stunden täglich erfährt der Zuschauer sich und seine Welt überwiegend vermittelt des Fernsehprogramms – eine zu lange Zeit, um sie bedenkenlos oder unbedacht zu verschenken. In dieser Zeit kann das Fernsehen vieles zeigen, aber auch vieles verschweigen, zur Verarmung und zur Bereicherung des Lebens, der Kultur beitragen. Der Mensch verschafft sich einen Kulturraum zu seinem Nutzen, aber auch zu seinem Vergnügen, zur Abwehr von Gefahren, aber auch zum Genuß der Natur und seiner eigenen Schöpfungen. Das Fernsehen sollte viel davon zeigen und einiges dazu beitragen.

Ein vielfältiges Programm, das nicht ausschließlich die herkömmlichen Erwartungen von Mehrheiten erfüllt, sondern inhaltlich wie strukturell in der Lage ist, Neues zu bieten, kann unsere Kultur nicht nur durch das Programm selbst bereichern, sondern ihr auch durch Anregungen, die der Zuschauer erfährt, neue Impulse geben. Mit einem Programm auf der Suche nach dem Neuen, dem Möglichen und dem Schönen, mit einem vielfältigen Programm, informierend, bildend und unterhaltend, das Neugier weckt und ab und zu auch mit Unerwartetem überrascht, das sich über Probleme nicht ausschweigt, sondern sie aufgreift, kann das Kulturmedium Fernsehen zu einem belebenden Kulturfaktor werden, der lebendige Kommunikation hervorbringt.

Ein solches Fernsehideal könnte helfen, einige Gegenkräfte gegen die vorhin in den fünf Notizen beschriebenen Tendenzen von der Zukunftsangst bis zur Vereinzelung zu mobilisieren. Zur Vielfalt des Programms stelle ich einige Thesen zur Diskussion, bevor ich am Schluß auf die Vielfalt der Programme und damit auch auf die Frage der Koordinierung zu sprechen komme.

Drei Anforderungen an das Programm:
Unterhaltung, lebensnahe Themen, lebendige Formen

1. Wenn das Fernsehen ein vielfältiges und anregendes Kulturmedium sein will, muß es zuerst eine Qualität hegen und fördern, die manchem Kulturkritiker verdächtig sein mag, die aber mit Kulturschaffen gleichwohl stets eng verbunden ist: die *Unterhaltung*. Damit meine ich auch die gefälligen und spannenden Angebote von Spielen, Shows, Serien – Lockerungsübungen für das Gemüt, wenn sie gut gemacht sind, und treue Gefährten am Feierabend. Daneben geht es aber – und zwar grundsätzlich auch in ernsten, problem-schwangeren Sendungen – um eine publikumsbezogene Qualität des Programms allgemein, die jeder zwar spürt oder vermißt, die aber schwer zu beschreiben ist. Vielleicht könnte man die Unterhaltung als eine autonome Qualität sinnlicher Eindrücke, emotionaler Bewegungen und intellektueller Betätigungen auffassen, die sich unabhängig von deren Zweck ausschließlich am Erleben dieser Vorgänge selbst bemißt.

Wenngleich Unterhaltung zu Zwecken dienen kann oder Botschaften unterhaltsam vorgetragen werden können, ist Unterhaltung in sich zweckfrei – ein Erlebnis, das die Vergewisserung und den Genuß des eigenen Seins unmittelbar und unreflektiert gewährt. Selbsterfahrung auch als Unterhaltung, Kontakt zum Schönen auch als Unterhaltung, Tätigwerden auch als Unterhaltung anzusehen, verneint nicht den Ernst des Lebens, sondern die Humorlosigkeit, enthüllt die bunte, menschliche Seite eines mit verstaubten Assoziationen verunstalteten Kulturverständnisses, das auf viele abstoßend wirkt und ihnen zu Unrecht Kulturbarrrieren statt Brücken zur Kultur baut. Denn Spaß darf sein.

2. Als Folgerungen aus den Notizen über Zukunftsangst, Sinnkrise, Abwendung von verbindlichen und verbindenden Aufgaben, Rückzug ins Private und Desintegration der einzelnen und der Generationen ergeben sich Aufgabenstellungen für den *Inhalt der Programme*, auch diese wieder ohne Anspruch auf Vollständigkeit genannt.

a) Trotz einer gewissen Konfliktmüdigkeit sollte das Fernsehen auf die Behandlung von *Konflikten*, auch im nicht-tagesaktuellen Programm, nicht verzichten. Freilich muß auch das integrative Element dabei zum Tragen kommen, indem deutlich wird, daß Probleme Aufgaben sind, die nicht durch Larmoyanz oder absolute Idealvorstellungen aus der Welt zu schaffen sind. Zu Lösungsversuchen und Aktivität zu ermuntern, sollte uns noch besser als bisher gelingen. Dazu kommt es darauf an, sogenannte Verhältnisse und Umstände nicht in abstracto zu denunzieren oder zu mystifizieren, sondern den Sitz im Leben, den Ansatzpunkt im Alltag, aufzuzeigen.

b) Dies auch deshalb, um dem einzelnen zu zeigen, was sein privates Leben mit gesellschaftlichen Konflikten zu tun hat. Am Echo und an den Einschalt-

quoten verschiedener „Fernsehspiele der Gegenwart“ sehen wir, daß der Kontakt zum Zuschauer dort gelingt, wo ein betroffener Mensch gezeigt wird, mit dessen Lage sich der Zuschauer zu identifizieren vermag. Dies verlangt: Mut zum Exemplarischen, das nicht repräsentativ sein muß, Sinn für die persönliche Betroffenheit, der die strukturellen sozialen Bedingungen nicht verleugnen muß.

c) Unsere Zukunft und deren Heil oder Fluch entscheidet sich im Weltinnenraum. Im übernationalen Bereich liegen die größeren Aufgaben, auch wenn bei uns noch die eine oder andere gewichtige Einzelfrage der Antwort harret. Der *Weltmaßstab* gilt für Politik, Ökonomie und Ökologie. Zwar versiegen für gewöhnlich Interesse und Betroffenheit mit der Entfernung zum Ort des Geschehens; das Fernsehen täte gut daran und wäre in gewissen Grenzen auch in der Lage, gerade im Fernsehspielbereich, den Zuschauern das Entfernte nahezubringen. Die eigene Not in unserem Land ist marginal im Vergleich zu der Mehrzahl der anderen Länder. Auch hier lassen sich nationale Aufgaben zeigen, für die einzutreten sich lohnt und die unserem Weg in die Zukunft mehr Sinn geben als die schiere Erwartung des Rentenanspruchs.

d) Die *ältere Generation* und die *jüngere* verdienen im Fernsehprogramm noch mehr Beachtung, als sie derzeit durch Jugendleuten, Altenmagazine und eine Reihe von Fernsehspielen erfahren. Vorschul- und Schulkinder erhalten vielfältige Angebote, weniger die Jugendlichen und Heranwachsenden. Zu den Altersgruppen, deren Verbindungen zur Berufstätigengesellschaft und in der Regel gleichzeitig zur Familie schwach entwickelt sind, und die sich im Umbruch, in einer Integrationskrise befinden, gehören diejenigen, die sich gerade anschicken, in das Berufsleben einzutreten, und diejenigen, die sich daraus verabschieden oder verabschiedet haben. Die Probleme, die an diesen Bruchstellen entstehen, stellen die Humanität unserer Gesellschaft auf die Probe, zeigen aber auch dem einzelnen Wirkungsmöglichkeiten in seinem unmittelbaren Lebenskreis. Je konkreter dies gelingt, desto mehr wird das Medium anregen und den Blick für interessante Aufgaben öffnen.

e) Eine letzte inhaltliche Anmerkung: Auch heute lassen sich die Spuren von *Sinnerfahrten* und Glückssuchern ausmachen. Das reicht vom kleinen Glück der Freundlichkeit bis zum großen Liebesglück, von der Verliebtheit ins Hobby bis zum Engagement für große Aufgaben. Wir sollten eine verständlicherweise gerade bei sensiblen, kreativen Menschen weit verbreitete falsche intellektuelle Scheu überwinden und nicht nur kritikwürdige Zustände, sondern auch positive Beispiele, nicht nur Krankheitssymptome, sondern auch Heilungsprozesse, nicht nur bedrückende Entstellungen, sondern auch beglückende Schönheit mit den Mitteln des Mediums zu Gesicht und Gehör bringen und dies als eine legitime Aufgabe ansehen. Auch das gehört zu einer umfassenden Information über die Wirklichkeit, und dies wäre nach meiner Beobachtung auch unter den Kri-

terien der Fernsehkritik eines, das einer klaren Ausarbeitung und einer stärkeren Beachtung würdig wäre.

3. Auch in seinen Formen kann das Fernsehen noch lebendiger und lebensnäher werden. Fünf Ansätze zugunsten anregender und vielfältiger *Programmformen* lassen sich heute schon beobachten und wären weiterzuentwickeln:

a) Die technische Perfektion einer makellos gelungenen Sendung, die Glätte der vorgefertigten und nachbearbeiteten Studioproduktion fasziniert immer weniger. Nicht, daß sie abzuschreiben wäre: die Illusion, das gekonnt dargebotene künstliche Spektakel, die durchgearbeitete und ausgereifte Inszenierung bleiben gültige und legitime Ziele von Fernsehproduktionen. Aber nicht nur das Ausgefeilte interessiert; das *Improvisierte* besitzt einen eigenen Charme, spricht durch seine Lebendigkeit an, sein Wert wird durch eine Panne nicht gemindert. Die Faszination der Spontaneität, des Augenblickseinfalls bereichert das Programmerlebnis auf ihre Art und wird vom Zuschauer auch zunehmend goutiert – im Ergebnis ein Plädoyer auch für die kleine, risikobereite, nicht die gesamte technische Perfektion ausschöpfende Programmform, für einen Spielraum im Programm.

b) Dazu gehören namentlich *Live-Sendungen*, die für den Zuschauer nach allen Erfahrungen eine besondere Erlebnisqualität besitzen, die seine Gefühle verstärkt zum Miterleben anregen, ihn gewissermaßen ins Geschehen und ins Lampenfieber einbeziehen. Solcherart Aktivierung bleibt selbstverständlich indirekt, weil vermittelt, aber sie weist in die richtige Richtung.

c) Ein nächster Schritt in diese Richtung müßte ein weiterer Schritt zum Zuschauer hin sein – im buchstäblichen Sinn des Wortes. Wer auf der Internationalen Funkausstellung in Berlin war, hat auch 1979 wieder erlebt, daß sowohl für das anwesende als auch für das Publikum am Bildschirm das *Fernsehen vor Ort* nicht nur neue, lebendige Programmformen zu entwickeln vermag, sondern auch die unvermeidbare Sterilität der Studioatmosphäre überwinden kann.

d) Die *Präsentation* des Programms und die *Sendefolge* werden sich zu spontaneren und aktuelleren Formen hin entwickeln müssen, die Überraschungen nicht ausschließen. Das vielfältige Gesamtprogramm bedarf einer lebendigen Präsentation, wobei die herkömmlichen Zuschauererwartungen – Pünktlichkeit, Einhalten des ausgedruckten Sendeablaufs – durch neue Kooperationsformen von Programmpresse und Sendeanstalten zu befriedigen sind. Programmplanung und Programmpräsentation werden verstärkt Zielgruppen auf sie interessierende Programme aufmerksam zu machen haben, um dem falschen Eindruck zu begegnen, auf allen Terminen wiederhole sich bereits Bekanntes, das Programm insgesamt sei eine ewige Wiederkehr des Gleichen.

e) Dazu muß auch die begonnene Praxis, *Programmschwerpunkte* zu setzen, fortgeführt werden. In diesem Zusammenhang tun sich neue Aufgaben für die Koordinierung zwischen den Programmen von ARD und ZDF auf.

Der Zweck des Wettbewerbs: nicht Vielzahl, sondern Vielfalt der Programme

Mit der Gründung des ZDF wurden dem Fernsehprogramm der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten zwei Aufträge zur Programmvietfalt gegeben: einerseits sollten die voneinander unabhängigen Systeme in einen inhaltlichen Qualitätswettbewerb treten, andererseits wurden sie insofern zu einer Wettbewerbsbeschränkung verpflichtet, als sie inhaltlich verschiedene Programme anbieten sollen. Letzteres bedeutete, Gleiches nicht zur gleichen Zeit senden. Dies ist das bis heute überkommene Koordinationsverständnis. Die Dritten Programme, die sich einer solchen Pflicht von Anfang an nicht unterzogen, trugen zunächst gleichwohl zur Vielfalt der Programme bei, indem sie nicht alle Inhalte der sogenannten Vollprogramme ein drittes oder viertes Mal reproduzierten, sondern mit den besonderen Zielrichtungen Bildung, Minderheiten, Experimente und Regionalität inhaltliche Lücken ausfüllten.

Seit einiger Zeit gehen manche Dritte Programme von diesem Konzept ab und richten ihr Augenmerk offenkundig vorrangig darauf, punktuell Programmschemalücken zu füllen, sprich: breite, attraktive Unterhaltungsangebote, insbesondere Spielfilme, dort zu plazieren, wo ARD und ZDF das große Publikum nicht vollends an sich ziehen. Damit wurde eine Richtung eingeschlagen, die in den nächsten Jahren durch weitere Programmanbieter gewiß weiter beschritten und verstärkt werden wird, nämlich, zwar die Zahl der Programme zu erhöhen, aber nicht unbedingt die inhaltliche Vielfalt der Nutzung zu vermehren. Einige Beobachtungen sprechen im Gegenteil dafür, daß eine Vielzahl von sogenannten Vollprogrammen in Angebot und Nutzung eine Konzentration auf wenige Programmformen und -inhalte mit sich bringt. Je mehr sich diese Tendenz verstärkt, desto mehr müssen ARD und ZDF über neue Formen der Koordination nachdenken; denn die Effektivität der herkömmlichen Schemaausprachen für eine Vielfalt der Programme nimmt dann immer mehr ab.

Eine gewissermaßen zeitlose Formulierung des Programmauftrags des öffentlich-rechtlichen Rundfunks lautete: „Das Programm soll umfassend informieren, anregend unterhalten und zur Bildung beitragen.“ Daraus folgt die Verpflichtung zur Vielfalt im Sinn einer pluralen Programmgestaltung. Aus der zeitbezogenen Interpretation dieses Auftrags erwuchs die Forderung nach im weitesten Sinne kultureller Anregung und Vielfalt. Eine solche Vielfalt läßt sich grundsätzlich nicht herstellen, wenn die größtmögliche Sehbeteiligung als einziges oder auch nur ausschlaggebendes Programmkriterium herangezogen wird. Dies wäre aber in einem rein kommerziell ausgerichteten Fernsehen in privater Trägerschaft der Fall, selbst wenn ihm in politischer Hinsicht ein Pluralitätsgebot auferlegt werden würde. (Über Mischformen zwischen privater und öffentlich-rechtlicher Programmträgerschaft wäre am konkreten Modell zu reden.)

Die öffentlich-rechtlichen Anstalten können und müssen es sich demgegenüber leisten, nicht nur die in Einschaltquoten manifesten mehrheitlichen Zuschauererwartungen zu befriedigen, sondern auch Low-Rating-Programme in angemessenem Umfang auf Dauer anzubieten, und zwar sowohl um Minderheiteninteressen und -probleme zu berücksichtigen und damit einen Beitrag zur Integration der Gesellschaft zu leisten, als auch um neben der Erwartung die Überraschung, neben dem Gewohnten das Ungewohnte, neben dem Gekonnten das Experiment als Momente der Vielfalt und Anregung vorzustellen.

Wenn die geläufigen Schemaabsprachen eines Tages nicht mehr erfolgreich sein sollten, werden die öffentlich-rechtlichen Anstalten darüber nachzudenken haben, welche neue Formen der Koordinierung im Sinn der Programmvietfalt an ihre Stelle treten könnten. Dazu nur einige wenige konkrete Andeutungen:

1. Eine weitere Vermehrung der *Spiefilmtermine* beispielsweise brächte dem Zuschauer kaum einen erfahrbaren Vorteil, wohl aber zwei Nachteile: die begrenzte Zahl der für das Fernsehen verfügbaren Filme würde rascher verbraucht, das heißt mehr Wiederholungen, und ein Überangebot würde verstärkt zu jenem schon heute oft beklagten Verdruf führen, daß nicht alles gesehen werden kann, was gesendet wird, nicht nur, aber auch wegen der dann unvermeidbaren Fälle gleichzeitiger Ausstrahlung. Hier könnte Koordinierung bedeuten, im Interesse des Zuschauers eine Absprache aller Programme über die Zahl der Spiefilmausstrahlungen herbeizuführen.

2. Ähnliches gilt für *Kaufserien*, darunter Krimis, und für die sogenannte große Unterhaltung, die nur so lange groß bleibt, wie sie „Spitze“ ist; einen unentwegten Spitzentanz durchs Programm wird der Zuschauer nicht mehr als solchen empfinden, abgesehen davon, daß die guten Entertainer und die tragenden Startalente nicht wie Regen vom Himmel fallen.

3. Eine Absprache über ein Mindest-Zeitbudget für *politische und kulturelle Sendungen* im engeren Sinn, auch über Experimentierfelder – dies gibt es bisher nur für die koordinierungspflichtige Zeit und nur zwischen dem ARD-Gemeinschaftsprogramm und dem ZDF im Programmschema – würde dem Wettlauf um die höchste Einschaltquote Grenzen setzen und den weitgehenden Verlust dieser Programme, der aus einer unbeschränkten Konkurrenz zwangsläufig folgte, verhindern. Eine solche Verabredung müßte auf Zeit getroffen und regelmäßig auf ihren Effekt hin überprüft werden.

4. Mehr und mehr werden die Fernsehanstalten über jeweils einen oder einige Tage hin *Programmschwerpunkte* wechselnder Art setzen, um den fälschlich als Einerlei empfundenen Programmablauf zu durchbrechen und dem Zuschauer das Angebot transparenter und zugänglicher darzustellen. Auch die Abstimmung von Art und Terminierung der Programmschwerpunkte könnte ein Baustein für ein neues Konzept der Koordinierung sein. In diese Überlegung sollten auch Absprachen über die Gestaltung des Sommerprogramms einbezogen

werden. Es ist für den Zuschauer mit Recht unbefriedigend, wenn im Juli/August auf allen Kanälen (wie im übrigen auch bei der Illustrierten-Presse!) eine allgemeine Verschnaufpause eingelegt wird, während wiederum alle Programmveranstalter beispielsweise im Dezember/Januar den Zuschauer mit einem Überangebot attraktiver Programme bedrängen.

Mit diesen Hinweisen habe ich nun schon in die Zukunft ausgegriffen, während die Gegenwart bereits hinreichend Veranlassung bietet, daß wir uns mit dem Thema der Koordinierung des heutigen Programms befassen. Aber auch dafür ist es wichtig, festzuhalten, welchem Programmauftrag die Koordinierung dienen soll und daß Status und Modus quo der Koordinierung nicht deren einzig mögliche Form sind, wie wir leicht anzunehmen geneigt sind, da sich die Schemaabsprachen über Jahre hinweg als sinnvolles Instrument gemeinsamer Programmplanung erwiesen haben. Koordinierung schließt den Wettbewerb nicht aus, sondern ermöglicht gerade einen vielfältigen Wettbewerb, indem sie Regeln zugunsten der Programmvielalt aufstellt, auf denen ein sinnvoller Wettbewerb um inhaltliche Qualität wie um Zuschauergunst aufbaut. Die Programmkoordinierung ist eine Art Kartellrecht zugunsten der Zuschauer und der Programmvielalt.

Im Irrtum befindet sich demgegenüber, wer glaubt, eine größere Anzahl konkurrierender Programme bewirke eine größere Programmvielalt. Dies trifft erst recht nicht zu, wenn nicht das Programm, sondern dessen wirtschaftlicher Ertrag zum Erfolgskriterium erhoben wird. Im übrigen wird eine große Zahl von Programmen tendenziell die gesellschaftliche Integrationskraft des Mediums schwächen, die Vereinzelung des einzelnen wie von Minderheiten fördern, das Aufkommen von Gesprächen über das Programm, die Anregung personaler Kommunikation durch Massenkommunikation behindern.

Die medienpolitische Diskussion in der Bundesrepublik ist in eine Krise geraten, die eine Krise der gesellschaftlichen Kommunikationsstrukturen nach sich ziehen kann, wenn sie nicht bald überwunden wird. Der Staat, in persona: die Politiker sehen sich heute in der seltenen und von dem einen oder anderen als glücklich empfundenen Lage, wirtschaftliche und politische Privilegien verteilen zu können. Vormalig waren es Schürf- und Fischereirechte, heute sind neue Kommunikationstechnologien zu vergeben. Wenn in der medienpolitischen Auseinandersetzung der Privilegienstreit weiterhin die Oberhand behält, wenn die Probleme der medialen, gesellschaftlichen und personalen Kommunikation nicht ernsthaft und sachkundig öffentlich erörtert werden, dann wird der Zuschauer nicht den Gewinn, sondern allenfalls einen Trostpreis davontragen.